Deutsch-englischer Meinungsaustausch

Anfrage an General Sir Hamilton

Aus Anlaß des vor wenigen Wochen stattgehabten Zusammenseins des bekannten Hugenberg-Anhängers Reichstagsabgeordneten v. Lettow-Vorbeck mit dem bekannten Führer der englischen Radikalpazifisten, heutigen Präsidenten der großen englischen Kriegsteilnehmerorganisation British Legion, General Sir Jan Hamilton, hatten wir uns mit der Bitte um einige Aeußerungen an Sir Jan Hamilton gewendet.

Unsre Leser wird dieser Briefwechsel, den wir nachstehend ohne weitere kritische Zusätze zum Abdruck bringen, gewiß lebhaft interessieren. Die Schriftleitung.

Sir, das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold ist, wie Ihnen gewiß bekannt sein wird, die stärkste Organisation ehemaliger Kriegsteilnehmer Deutschlands. Nach dem völligen militärischen, politischen und wirtschaftlichen Zusammenbruch unsrer Nation im Herbst 1918 begann Deutschland alsbald mit seinem Wiederaufbau, und zwar unter demokratischem und republikanischem Regime. Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold betrachtet als eine seiner wesentlichsten Aufgaben die Verteidigung dieses demokratischen und republikanischen Regimes. Wir haben mit Kriegsdienstverweigerung nichts zu schaffen, aber wir sind fest davon überzeugt, daß demokratische Kontrolle allen Entwicklungen wird vorbeugen können, aus denen Kriege, wie jener von 1914, herausbrechen könnten. Mr. Lloyd George pflegte bekanntlich zu sagen, daß alle Nationen in diesen furchtbaren Krieg gestolpert seien, ohne eigentlich wirklich zu wissen, wie. Diese durchaus gerechtfertigte Meinung schließt natürlich die Feststellung nicht aus, daß alle Regierungen von 1914, wenn auch in verschiedenem Umfang, ihren Verantwortungsanteil am Ausbruch der großen Kriegskatastrophe haben. Wir vom Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold glauben nun aber, daß die deutsch-französische Verständigung, die nach unsrer Auffassung um so rascher und nachhaltiger Platz greifen wird, als Großbritannien dabei mithilft, ein ganz besonderes Kernproblem des europäischen und darüber hinaus des Weltfriedens darstellt. (As a special meritorious problem of the European, even of the world peace.)

So werden Sie es, Sir, verständlich finden, daß es unser besonderes politisches Interesse erregt hat, als wir unlängst durch die deutsche und englische Presse darüber unterrichtet wurden, daß Sie, der besondere und tätige Anhänger der europäischen und der internationalen Friedensidee und der „democratic control", Seite an Seite mit unserm Landsmann Herrn von Lettow-Vorbeck in einem öffentlichen Bankett saßen. Wir werden, so hoffen wir, die Gesetze der Diskretion nicht verletzen, wenn wir Sie um freundliche Mitteilung Ihrer Gedanken über dieses deutsch-englische Zusammentreffen bitten. Unsre Bundeszeitung wird wöchentlich durch hunderttausende früherer Kriegsteilnehmer gelesen, die gewiß Ihre Auffassung mit besonderm Interesse entgegennehmen würden.

Die politischen Anschauungen Herrn von Lettow-Vorbecks sind unsrer demokratischen und republikanischen Meinung völlig entgegengesetzt — das ist ja allgemein bekannt. Herrn von Lettow-Vorbecks Tätigkeit im ostafrikanischen Kriege möchten wir bei diesem unserm Eingehen natürlich keineswegs in kritische Betrachtungen hineinziehen. Worum wir bitten möchten, ist lediglich eine Aeußerung zu der politischen Einstellung Herrn von Lettow-Vorbecks, der bekanntlich alles Heil von diktatorischen Lösungen erwartet. Wir sind aber überzeugt, daß Sie unsre Meinung teilen, daß Frieden nach außen Hand in Hand gehen muß mit Demokratie nach innen.

So möchten wir unser Ansuchen, uns freundlichst Ihr Urteil zu übermitteln, wiederholen. Für einwandfreie Uebersetzung aus dem Englischen wird selbstverständlich gesorgt werden.

Mit vorzüglicher Hochachtung

usw.

General Hamiltons Antwort

Sir, endlich komme ich dazu, Ihren Brief vom 27. Januar zu beantworten, in dem Sie mich fragen, wie ich als aktiver Anhänger des Friedensgedankens und der demokratischen Kontrolle in engere Berührung kommen konnte mit dem „konservativen" Herrn von Lettow-Vorbeck auf einem öffentlichen Bankett.

Meine Antwort zunächst: Ich saß neben Ihrem General nicht bei einem öffentlichen Bankett, sondern bei einem Essen, das in meinem eignen Hause gegeben wurde und von meinem eignen Koch gekocht wurde.

Ferner: Als Präsident der British Legion in London würde ich unsre Gepflogenheiten verletzt haben, wenn ich einen Herrn vorher gefragt hätte, ob er ein Konservativer oder ein Sozialist ist, bevor ich ihn zum Essen bei mir einlud.

Da sowohl das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold wie der Stahlhelm politische Organisationen sind, möchte ich aber versuchen, Ihnen den Hauptunterschied klarzulegen, der zwischen Kriegsteilnehmerorganisationen von Deutschland und England besteht.

Unmittelbar nach dem Beginn der Demobilisierung unsrer Armee begannen die entlassenen Offiziere und Mannschaften Verbände zu bilden. Einige von ihnen, wie „The Camrades of the Great War", ähnelten ziemlich dem Stahlhelm, obgleich sie nicht ganz so „stählern" waren (thoug perhaps not quite so much steel). Man kann sie vielleicht als eine Zwischenerscheinung von Stahlhelm und Kyffhäuser betrachten. Andre, wie der „Nationalverband verabschiedeter und demobilisierter Matrosen und Krieger" und der „Nationale Bund ehemaliger See- und Landsoldaten" waren demokratisch. Der Nationalverband wollte zuerst überhaupt keine Offiziere aufnehmen, wenn sie nicht aus dem Mannschaftsstande hervorgegangen waren. Der Nationalverband war oppositionell gegenüber der Regierung, aber loyal zum Vaterland. Die andre Vereinigung war noch mehr nach links orientiert. Beide hatten viel sozialistische Mitglieder.

Im Jahre 1919 war die Uneinigkeit zwischen den Bünden im Zunehmen. Es kam zu offenen Auseinandersetzungen und schließlich ging ein jeder, obgleich sie sich für unpolitisch erklärten, daran, eigne Kandidaten für das Parlament aufzustellen. Der Regierung behagte diese Entwicklung gar nicht, und so bestimmte sie mich im März 1919 zum Vorsitzenden einer Konferenz, die 30 Delegierte umfaßte, und strebte durch mich auf die Bünde einzuwirken und sie dafür zu gewinnen, daß sie in ein bessres Verhältnis gegenseitig kämen und sich zu einer großen unpolitischen Gesamtorganisation zusammenschlössen. Die 30 Delegierten waren aufgeteilt in ein halbes Dutzend Unterausschüsse und sechs Monate lang arbeiteten wir eifrig daran, unter Heranziehung von weitern Deputationen der Marine und der Bünde wie auch von Regimentsvereinigungen und einigen kleinern Gruppen von Kriegsteilnehmern und Kriegsteilnehmerhinterbliebenen. Die Aufgabe schien beinahe aussichtslos angesichts der Tatsache, daß wir eine Summe von nicht weniger als 7 Millionen Sterling (120 000 000 Goldmark) in Händen hatten, für die wir nun mit den verschiedenen Delegierten zu einem Verteilungsschlüssel zu gelangen hatten. Diese 7 000 000 Pfund gehörten den aus dem Heer ausgeschiedenen Soldaten und waren dadurch hereingeströmt, daß diese 4½ Jahre lang bei den Feldkantinen fleißig Bier getrunken hatten. Schließlich war alles soweit. Die Bildung der neuen „Empire League", wie wir sie nannten, war ausgearbeitet. Demokratische Kontrolle war sichergestellt, und nicht die Regierung hatte den Organisationsleiter anzustellen, sondern die Mitglieder hatten ihn zu wählen. Aber die Regierung legte jetzt großen Wert darauf, ein oder zwei Vertreter im Ausschuß zu haben, um Kontrolle über die Verausgabung des Geldes zu besitzen. So wartete man darauf, daß nun die Regierung die 7 000 000 Pfund uns überwies. Aber lediglich ein und zwei Stunden vor dem ausgemachten Zeitpunkt für die offizielle Anerkennung der Bildung der „Empire League" und der Ueberweisung des Geldes an sie zog sich die Regierung aus dem Ganzen wieder heraus. Einige Politiker hatten nachdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß mit einer so gewaltigen Finanzkraft, wenn sie auch nur teilweise unter unsrer Kontrolle stand, eine 5-Millionen-Organisation eine Gefahr für die Verfassung werden könnte.

Nach diesem gründlichen Mißerfolg fielen die ehemaligen Kriegsteilnehmer wieder in ihren verschiedenen Unterorganisationen auseinander. Die Kontrolle des Geldes war der Stein des Anstoßes gewesen, an dem der ganze Plan scheiterte. Die oben genannten größern Bünde waren sogar ganz einverstanden mit diesem Auseinanderbrechen der „Empire League", weil sie fürchteten, daß sie unter dieser Dachorganisation ihrerseits nicht genügend Kontrolle über das Geld hätten. Mittlerweile aber strebte die Regierung an ihrem Teil dahin, daß sie künftig überhaupt keine Kontrolle über das Geld mehr haben konnten. Die 7 Millionen wurden einem angesehenen frühern Heerführer ausgehändigt, der durch einen Verwaltungsstab unterstützt war und ihm waren auch im Verhältnis Delegierte beigeordnet aus den damaligen noch bestehenden Kriegsteilnehmerorganisationen. Diese neue Körperschaft nannte sich der allgemeine Heeresfonds (the United Services Fund). Sie machten sich daran, eine „Wohlfahrts-Quote" zu bilden, die den alten Soldaten im Lande zugute kommen sollte, die aber vom Lokalkomitee zumeist verausgabt wurde für den Bau von großartigen Kriegsteilnehmer-Klubhäusern, die heute zumeist bankrott gemacht haben. Ein großer Teil war auch natürlich verausgabt zu Wohltätigkeitszwecken für Kriegsopfer, die aber sonst die Regierung sicherzustellen gehabt haben würde. Dieser „United Services Fund" war und bleibt eine wesentlich undemokratische Einrichtung. Niemand von den Verwaltungsstellen ist unter Kontrolle von den alten Truppenangehörigen, die ja schließlich doch das Geld zusammengebracht haben oder für das Publikum durch Subskription beisteuerten.

So verging die Zeit bis zum Frühjahr 1922, als die Streitigkeiten unter den frühern Kriegsteilnehmern wieder zunahmen. Es kam zu einem lärmenden Auflauf vor dem Parlamentsgebäude. Dem Bürgermeister von Luton wurde sogar sein Amtsgebäude angezündet und bis auf den Grund niedergebrannt. Wieder geriet die Regierung in lebhafte Besorgnis und so wandte sie sich an den Feldmarschall Earl Haig und bat ihn, zu versuchen, ob er nicht wenigstens jetzt die verschiedenen Bünde in eine Körperschaft zusammenfassen könne. Der größere Teil des Geldes war schon verausgabt. Nach dieser Seite hin gab es also für die Lösung keine Gefahr mehr. So griff der Feldmarschall die alten Verhandlungen von 1919 an dem Ende, wo sie abgebrochen waren, wieder auf und bei seinem persönlichen Ansehen und seiner starken Einwirkung brachte er die Führer noch einmal zusammen, obwohl der gleiche finanzielle Anreiz nicht mehr gegeben war.

So war schließlich die „British Legion" gebildet. Aber viele Volksgenossen hatten ihr Interesse daran verloren, viele waren ganz in ihrem bürgerlichen Erwerbsleben aufgegangen oder gehörten nun schon einem der neuen Klubs an, so daß an Stelle der frühern Stärke von 5 Millionen, die sie im Jahre 1919 gezählt hatten, wir heute weniger zählen als eine Million.

Jedermann in der Legion hat seine eigne politische Auffassung. Er mag ein Sozialist sein oder er mag stockkonservativ (a diehard) sein. Außerhalb der Legion mag er sich auf eine Rednertribüne stellen und dem Volke sagen, was immer er will. Er mag Pazifist sein. Er mag Kriegsdienstverweigerer sein. Das alles spielt keine Rolle, solange als er gewillt ist, mitzusingen „God save the King" (das englische Nationallied. Die Redaktion). Aber wenn er im Klub ist, oder wenn er als Legionär auftritt, muß er seine politischen Meinungen draußen lassen. Die Legion ist völlig demokratisch gerichtet. Ich bin unlängst wieder auf ein Jahr gewählt, und wenn die Mitglieder nicht mit dem einverstanden sind, was ich Ihnen in diesem Briefe schreibe, so werden sie mich eben nicht wiederwählen.

Trotzdem kann man unbedenklich sagen, daß die Meinung der British Legion in den politischen Kreisen ihr Gewicht hat. Jedermann weiß, daß in ein oder zwei Punkten der Legionär seine Verpflichtung gegenüber der Legion über seine eignen politischen Pflichtauffassungen stellt. So, wenn es sich um die Renten für die Kriegsbeschädigten handelt, um die Erziehung von Waisen und um internationalen Frieden. Denn unsre Hauptaufgabe nächst der Fürsorge unsrer Witwen, Waisen und Kriegsbeschädigten ist die Arbeit am Frieden. Wir sind heute sehr freundschaftlich gegenüber den deutschen Kriegsteilnehmern eingestellt. In allen unsern Empfindungen sind wir heute freundschaftlicher zu Euch Deutschen, als wir es seit 6 Jahren gewesen sind. Es ist unsre ernsthafte Hoffnung, enge Verbindungen mit Euch herzustellen, und auch den französischen Kameraden zu Euch mitzubringen.

(We have now very friendly feelings towards the German ex-Service man. We are more friendly now in our feelings towards you Germans than we have been for sixty years. It is our real hope to knit together close relations with you and, if possible, to bring the French along with us.

In aufrichtiger Ergebenheit!

Jan Hamilton, General,
President British Legion in London.

General Sir Jan Hamilton,
Präsident des Kriegsteilnehmerbundes „Britische Legion".
(Die handgeschriebenen Zeilen am Bildrand lauten in Uebersetzung: General Sir Jan Hamilton auf dem Wege zu einem Empfang im St.-James-Palast, März 1929.)

Der Kürassierhelm / Erzählung von Henry von der Vring.

I.

Ueber die eiserne Aisnebrücke zwischen Cernay und Condé ritt ein Trupp französischer Kürassiere. Sie gehörten zur Nachhut der zurückgehenden Armee und hatten feindliche Reiterei dicht auf den Fersen gehabt. Es waren ihrer acht, eingerechnet den Führer, der, durch einen Lanzenstich am Rücken verwundet, sich krumm und verbissen im Sattel hielt.

Gleich hinter der Brücke bog der Trupp bunt, hastig, klirrend, die Helmschweife waagerecht über einer flachen Staubwolke von der Straße in das blendende Licht eines Feldwegs ein, verfolgte auf ihm den Lauf der Aisne weiter und nahm somit die Richtung nach Süden wieder auf.

Wenige Minuten später, als sie auf die Höhe eines alleinstehenden roten Hauses gelangt waren, sahen sich die Kürassiere genötigt, eine kurze oder längere Rast zu machen, weil der Sergeant vom Pferde geglitten war und Blut erbrach. Man saß ab, band die Gäule zusammen, stellte droben an der Ferme einen Posten auf und trug sodann den Verwundeten zur Aisne hinunter ins Schilf. Nachdem er etwas getrunken hatte und in Schlaf gefallen schien, tranken auch die andern, schweigend, alle im Stehen. Jener Soldat, der vor der Haustür der Ferme Posto gefaßt hatte und seine wilden Augen unbeweglich auf die Aisnebrücke gerichtet hielt, wurde plötzlich von einer Frau, die sehr furchtsam in der Tür erschien, angerufen; gleichzeitig entriß sich ein kleiner dreijähriger Knabe ihrer Hand, hockte auf der Schwelle nieder und musterte den Kürassier, eine Entenfeder im Munde.

Es wurde folgendes Gespräch zwischen der Frau und dem Soldaten geführt:

„Mein Mann — Alphonse! Wo habt ihr ihn?"

„He?" — —

„Mein Mann — Menin Alphonse! Seid so gut!"

„Na — wo soll er sein?"

„Bei euch. Ein Kürassier — ein schwarzer —"

„Menin sagst du?"

„Menin sage ich. Menin Alphonse — fiel er nicht hin? Seid so gut!"

„Menin gibt es nicht bei uns, konnte somit nicht fallen. Geh ins Haus und mach Kaffee."

„Aber der fiel — wo habt ihr ihn hin? Der Schwarze? Jesus, wie hieß der, welcher fiel?"

„Ein Sergeant — und nicht dein Alter. Gibt deren zu viele — wer kann sie kennen! Bring kalten Kaffee, wenn du hast!"

„Menin heißt er — ins Schilf, sagst du?"

„Weib, halt den Mund!"

Der Posten schrie es fast, von der Erregung der Frau angesteckt. Er hatte fortwährend nach der Brücke gespäht, nun aber, da von der Tür ein kleiner zirpender Klagelaut erklang, wandte er seinen Blick zur Seite. Der Rücken der Frau verschwand gerade, nur der Knabe saß noch da, die grüne Feder zwischen den Zähnen, und stemmte seine dicken nackten Füße gegen die Treppenstufen.

Sofort schweiften die Augen des Soldaten wieder zur Brücke.

Nach einer Weile, und nachdem sich aus dem Hause das Geräusch einer Kaffeemühle vernehmen ließ, sagte er langsam und zärtlich zu dem Jungen: „Heißt du Alphonse?"

In diesem Augenblick erschienen auf der Aisnebrücke feindliche Reiter. Sie hielten an. Es waren Ulanen, ihre Fähnchen flimmerten über dem Staub. Der Kürassier zischte durch die Zähne, stand einige Sekunden lang wie versteinert und starrte hinüber — dann wandte er sich ruckartig und lief in rasendem Laufe zu den Kameraden zurück. Sie warfen sich auf die Pferde, der Sergeant bleich aber munter in ihrer Mitte, und waren im Nu hinter Weidenbüschen verschwunden.

II.

Jene Ulanen gelangten nicht an das rote Haus des Menin. Tags darauf aber zogen andre Truppen rittlings der Aisne auf dem Marsche nach Süden vorüber, staubig, hitzig, aufgewühlt, in großer Hast — sechs Tage zogen sie, eine ganze Armee, und erfüllten das Aisnetal zwischen der Wand des Argonner Waldes und den Kreideklippen von Tahure mit Kriegslärm. Sie spielten der Frau des Menin übel mit, hatten Hunger und Durst und

raumten aus. Die Frau stand in der Küche, scheu und dürr in ihrem engen schwarzen Kleide, hielt ihren Knaben streng in der Stube und gab, was man von ihr forderte, soweit es ihr möglich war.

Später hieß es, die Deutschen seien aufs Haupt geschlagen, weit im Süden, wo die Geschütze [illegible] rumorten. Die Frau jedoch nahm keinen Anteil an jenen Dingen, sah gleichmütig die Feinde [illegible]kommen und erschrak kaum, als ein 3 Tages eine deutsche Batterie in ihren Obstgarten schwenkte und stundenlang schoß.

Sie hatte kleine Vorräte an Lebensmitteln vor den Soldaten versteckt und brachte so ihren Knaben und sich kümmerlich durch die Zeit. Die Deutschen fürchtete sie nicht mehr, denn sie naherten sich ihr nicht. Dem Kinde gegenüber verhielten sie sich freundlich, was nicht verwunderlich sein mochte, denn es war ein außergewöhnlich lieber und runder Knabe..

Aus einem andern Grunde geschah es, daß eine schwere Zerschlagenheit und Verschrecktheit sie mehr und mehr ergriff. Es war ein Bild, das sie ängstigte, und das sie im Schlafen und im Wachen sah: den vom Pferde fallenden Kürassier. Sie sah es deutlich, das Bild, bis in die kleinste Einzelheit — Helm, Küraß, den sich im Sturze steil aufschwingenden Degen, den schwarzen Bart — den ganzen hingleitenden Reiter, der ihrem Manne glich, wie dieser auf einem Buntdruck in der Stube mit wehendem Helmbusch sich in die Feinde warf, den Säbel gezückt.

Dies Bild hing über einer Kommode und ward allmählich der Kern ihrer paar täglichen Gedanken und ihrer zahllosen Träume. In den Träumen jedoch geschah es oft, daß der Reiter des Bildes, Menin Alphonse, stürzte, wie damals der Verwundete schreiend niederfiel — geschah es, daß das Bild schrie. Mancher spätdämmernde Morgen erst hielt dem Bilde mit weißer Hand den Schrei zurück.

III.

Wochen gingen. Die Batterie im Obstgarten blieb, schoß aber selten. Die Soldaten bauten sich kleine Unterstände in die Erde, die Offiziere und Unteroffiziere hatten das Erdgeschoß der Ferme bezogen und richteten sich ein. Die Frau wohnte mit ihrem Knaben im ersten Stock.

Sie kochte den Offizieren, wusch für sie und für die Kanoniere, verharrte jedoch in ihrer ängstlichen Schweigsamkeit. Man sah sie nie lachen. Die Scherze der Soldaten, in einfältigen Gesten eigens zu ihrer Unterhaltung vorgebracht, reichten nicht in den engen Kreis ihres Denkens hinein. Es war, als habe sich hinter ihrer kleinen verschatteten Stirn eine fremde Gewalt breitgemacht. Dies empfanden auch die Soldaten bald, und sie begegneten ihr ungern. Geschah es jedoch, so war es für manchen soviel wie eine ungünstige Vorbedeutung.

Auch als Mädchen war sie nie leichtsinnig oder auch nur fröhlich gewesen und hatte nie einen Freier gehabt, bis sie, als sie schon die Dreißig überschritten hatte, von dem schwarzen Menin geheiratet wurde. Sie bog diesem Erlebnis, das auf sie niederging wie ein überheißes Bad, stumm und fast entsetzt den magern Nacken und fand erst langsam wieder einen zuversichtlichen Aufblick, als sie das Kind kommen fühlte und ihr gleichzeitig offenbar ward, daß Menin gut sei.

Jetzt aber war er fort, Menin, fort sein Augenzwinkern, fort das kitzelnde Liebkosen seines harten Bartes von ihrer Wange, weggewischt die behaarte Faust von dem kleinen Nacken ihres Kindes.

Statt dieser Dinge war da eine furchtbare Macht, die den Herbstwolken gleich ewig über ihren Augen hinzog und zu ihr redete Tag und Nacht. Nicht Worte waren es, was sie hörte, es klang vielmehr wie ein Sausen oder Schieben, oder wie das brodelnde Geräusch des Aisnewassers nach Wolkenbrüchen. Sie glitt vollends in dies heiße ziehende Riesengewölk das sie von nun an immer weiter fortführte, als folgendes geschah.

Der Knabe, dessen Herz durch die heitere Gesellschaft der Soldaten, durch ihre Süßigkeiten und Fettigkeiten gewonnen worden war, strolchte einst mit einem Landwehrmann die Aisne entlang, wobei sie einen Helm fanden. Es war dies der Kürassierhelm des verwundeten Sergeanten, und damals auf der eiligen Flucht im Schilfe zurückgeblieben. Er war verrostet und unansehnlich.

Die Frau hört ihren Knaben die Treppe emporsteigen, hört ihn etwas Schweres auf die oberste Stufe setzen. Sie tritt in die Tür: der Knabe bringt einen Helm, der beschmutzt ist. Sie trägt ihn in die Küche und reinigt ihn wie im Fieber.

Er bekommt Glanz — es ist der Helm des Soldaten, der schreiend niederfiel. Aus seifigem Wasser taucht triefend und schwärzlich der Schweif — sie vergleicht: es ist der Helm, den ihr Mann auf jenem Bilde trägt, wo er den Säbel zückt.

So ward es klar und ihr Herz wie mit einem kalten Tuche zugedeckt und ruhig.

Sie trocknete den Helm und stellte ihn auf die Kommode, den Schweif mit Oel geglättet — und sah nicht den Knaben, der, an das Treppengeländer geschmiegt, Tränen über die holden dicken Backen rinnen ließ.

IV.

Der Winter kam und ging. Im März lebte mit den länger werdenden Tagen die Gefechtstätigkeit an der Front wieder auf. Im Aisneabschnitt brummten Flieger.

Die Deutschen bauten neben der Ferme eine Brücke über den grün flutenden Wasserlauf und leiteten die Schienen für eine Feldbahn dorthin. Die Franzosen schossen seitdem öfter in die Nähe des Hauses, auch nachts, wenn sie die Feldbahn rollen hörten. Aber sie trafen nichts.

Die Frau wirtschaftete schweigend und teilnahmlos im Obergeschoß und kam nicht herunter. Auch um ihren Knaben schien sie sich nicht mehr zu kümmern. Tagsüber wurde er von den Soldaten versorgt, und nur abends stieg er die Treppe zu seiner Mutter hinauf.

Sie schliefen in einem Bette, und seit vielen Wochen schon legten sie sich in den Kleidern nieder. Doch war des Knaben erste und größte Tagesfreude die Morgenbegrüßung bei den Soldaten, die Abwaschung mit Aisnewasser und das lustige Frühstück: Kaffee, Brot, Butter und Schokolade. Er sprach mit den Soldaten deutsch — aber die Mutter sah er mit seinen französischen Augen an, ohne zu sprechen. Einmal nur, nach einer ausgelassenen Balgerei, trat er bei ihr ein und verkündete strahlenden Gesichts:

„Ich bin kein Fuchs!"

Als die Mutter keine Anteilnahme zeigte, fragte er sie, ob sie einen Fuchs kenne.

Nein, sie kennt keinen Fuchs — was soll ihr auch ein Fuchs!

Noch im Einschlafen, da sich der saubere Rundkopf an ihrem schmutzigen, verfilzten Haar bewegt, wiederholt der Mund des Knaben immerfort:

„Ich bin kein Fuchs!"

Seine herzlichen Lachsalven prallen gegen die geschlossenen Lider der Mutter — ihre Gedanken sind:

Auf der Kommode — der Helm — gesäubert
An der Wand — das Bild — abgewischt.

V.

Im Frühling kam für die Frau des Menin die Erlösung. Sie schien es mit dem Blühen der Weiden und der Himmelsschlüssel vorauszufühlen, ward sauberer und wusch sich wieder. Auf ihren magern und schon runzligen Wangen standen rote Flecken. Stundenlang ging sie unruhig von einer Stube in die andre, kramte in Auszügen, putzte die Scheiben und summte dabei etwas wie ein Kavalleriesignal, welches Menin Alphonse in guter Zeit gepfiffen hatte.

Es fiel ihr nicht auf, daß wieder in die Nähe der Ferme geschossen wurde. Diesmal galt es der Batterie. Es gab einen Verwundeten. Da erschien eines Abends, während draußen in den Wiesen die Rebhühner lockten, der Batterieführer auf der Treppe und teilte der Frau mit, daß sie am nächsten Tage mit ihrem Knaben das Haus verlassen müsse, um in ein weiter rückwärts gelegenes Dorf zu ziehen, wo die Zivilisten der Gefahrzone gesammelt wurden. Der Offizier war erstaunt über die Freude, welche die Frau bekundete. Sie schien sein mangelhaftes Französisch sofort zu verstehen, murmelte einige unverständliche Sätze und schickte sich wider ihre Gewohnheit an, ihren Knaben von der Batteriestellung heimzuholen.

Als sie den Kleinen aufs Bett gelegt hatte, stellte sie den Kürassierhelm auf einen Stuhl, nahm das Bild von der Wand, lehnte es gegen den Rücken desselben und zog ihn ganz in die Nähe des Bettes. Danach löschte sie das Licht, legte sich leise weinend zu ihrem Kinde, summte noch ihr Signal und schlief mit einem frohem Gefühl ein.

Sie hatte einen Traum:

Ein Engel senkte sich nieder aus weißem Gewölk, er reichte ihr lächelnd die Hand und zog ihren Körper ein wenig empor, so daß sie sich schweben fühlte. In großer Angst erinnerte sie sich plötzlich des Kindes, tat einen wilden Griff und fühlte beruhigt ihren kleinen Knaben auf ihrem Arm. Sie fühlte selig seine dicken Backen an ihrem alten Munde und leckte ihm eine salzige Träne fort. Sodann erklang ein Kavalleriesignal, ein wilder Pfiff, und nun war es nicht mehr der Engel, sondern Menin Alphonse, ihr Mann. Er trug Uniform, einen blanken Küraß, darüber einen großen schwarzen Kinnbart. Aber sein Haupt war unbedeckt. So neigte er sich ganz nahe her, so nahe, daß sie sein Augenzwinkern fühlen konnte, nahm beide, Mutter und Kind, in seine riesigen Arme und tat wiederum seinen Pfiff, diesmal leise wie ein Engel.

Wo war jetzt noch das Weib der roten Ferme?

Sie summten alle drei das kostbare Signal, wie sie es einst abends gesummt hatten, damals an der Wiege, wenn auf den Aisnewiesen rings die Rebhühner lockten.

Doch jetzt schwebten sie alle mitten in diesem Gesang, von seiner kleinen Tonreihe geschaukelt wie von einer stubengroßen Wiege.

Diesen Traum brachte ihr ein französisches Geschoß, welches, mitten durch die Nachtschwärze daherbrausend, die Kammer betrat und zerbarst. Die Soldaten begruben die beiden Leichen zwischen Haus und Fluß am Abhang, pflanzten ein paar Blumen auf die Gräber und setzten schwarze Holzkreuze daneben. Auf das eine malten sie die Worte: „Hier ruht ein kleiner Knabe."

Auf das andre: „Hier ruht eine Frau."

Der Ordnung halber und zur Aufklärung für später zurückkehrende Franzosen fügten sie beiden Inschriften die Bemerkung bei: „Getötet durch ein französisches Schrapnell."

Auf das Grab des Knaben aber setzten sie den Kürassierhelm, um den jener einmal Tränen vergossen hatte. —

Stimmen aus Kameradenkreisen

Leistungen der Republik

Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß bei irgendwelchen Ereignissen, dessen Formen uns zuwider sind, gleich die Alarmglocke ertönt. Aber auch allgemeine Erfahrung im Kreise unsrer Kameraden, daß tatsächlich Erfolge leider zu rasch im Nebel untergehen.

Und so ist es zu begrüßen, daß Kamerad Paul Crohn in der RBZ. Nr. 6 den Kontakt zu den Kameraden gefunden hat. Er hat ein prächtiges Wort gefunden: Gegenwartsarbeit tut not. Ehe wir jedoch die Fragen einer sozialen praktischen Leistung des Volksstaats untersuchen, dürfte es von unverkennbarem Wert sein, deutlich zu kennzeichnen, daß der demokratisch-freiheitliche Staat in Zeiten schwerster wirtschaftlicher Not unter den Folgen eines verlorenen Krieges geboren wurde. Jeder von uns ist schlecht beraten, der mit der Formel hausieren geht, es muß jetzt soziale Taten regnen. Wohl aber dürfte folgende Ueberlegung Verständnis und Sinn erwecken: hätte der freiheitliche Staat in friedlichen Zeiten, also ohne Kriegslasten und ohne wirtschaftliche Nöte, seine Auferstehung gefeiert, dann wären die sozialen Eigenschaften des Volksstaats heute deutlich zu erkennen.

Und dennoch, ungeachtet der enormen Kriegslasten nach außen, der furchtbaren Notlage der Wirtschaft und der Volksgenossen nach innen — alles vom Regime der Fürsten dem Volksstaat als Erbe hinterlassen, — sind soziale Taten in Fülle zu verzeichnen.

Eine klare, grundlegende, völlig in sich ruhende soziale Einrichtung ist das Arbeitslosen-Versicherungs-Gesetz. Diese Erkenntnis muß an Bedeutung noch gewinnen, ja, Allgemeingut der Organisation werden. In wilhelminischen Zeiten wurde der notleidende „Untertan" als farbloser Abklatsch der Menschheit betrachtet, der gezwungen war, die „Wohltätigkeit" des Staates in Anspruch zu nehmen. Von robusten, rücksichtslosen Rivalen wurde dieser Untertan mit dem Stempel der Armut versehen, und zur Namenlosigkeit in der Wählerliste verurteilt.

Eine weitere vorbildliche soziale Einrichtung ist unsre moderne deutsche Gewerkschaftsbewegung und die Arbeitsgerichtsbarkeit. Eine soziale Einrichtung, weil für eine moderne Gewerkschaft nur in einem freiheitlichen Staatsgebilde Fortschritt gewährleistet ist. In einem diktatorischen Staat, sei er von rechts oder von links, erleben die Gewerkschaften herbe Enttäuschung. Nur in einem demokratischen Staat sind die Gewerkschaften ein starker sozialer Faktor; in einem diktatorischen Staat nur noch Schablone. An sozialen Taten hat die deutsche Gewerkschaftsbewegung Großes geleistet. Hierbei steht der verkürzte Arbeitstag an erster Stelle.

Die Arbeitsgerichte im freiheitlichen Volksstaat geben den Volksgenossen Mittel und Wege, in ihren beruflichen Verhältnissen sich Recht und Geltung zu verschaffen. Das sind wichtige unbestreitbare soziale Taten.

Eine besonders hervorstechende soziale Tat, die der Volksstaat unter der Führung von sozialdenkenden Männern zu registrieren hatte, ist die finanzielle staatliche Hilfe der ausgesperrten Ruhrarbeiter gewesen. Eine wahrhaftig kulturelle, soziale Tat in der Gegenwart des Volksstaats!

Große Not der Volksgenossen galt und gilt es zu lindern. Dort ein Herrscherstaat in Pracht und Herrlichkeit, keine Kriegslasten, keine Reparationen, für soziale Normen des Volkes nur unzureichendes Verständnis. Hier ein Volksstaat, geboren in Zeiten eines verlorenen Krieges, wirtschaftlicher Not und der Arbeitslosigkeit, der in der Gegenwart glänzt im Ruhme sozialer Taten. Am Tisch der notleidenden Sozialrentner ist der Volksstaat Helfer dieser Volksgenossen. Millionen von Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen hat der Volksstaat zu betreuen. Und er hat es getan! All diese sozialen Leistungen vermag kein Sturm zu ersticken, solange der Freiheitsdrang Sinn und Prinzip unsres Lebens ist.

Wollen aber auch wir unsrer Aufgabe Genüge tun, so ist allerdings auch Gegenwartsarbeit notwendig. Der große Bau unsrer Organisation hat sich eingefügt in das Staatsleben. Die Aermsten unsrer Volksgenossen, von der Werktagsarbeit ermüdete Menschen, sind der Stolz unsrer Organisation. Hier Armut und Freiheitsdrang, und eine festgefügte mächtige Volksbewegung. Dort klingende Münzen, Phantasten, Phrasen und Kraftmeiertum, und langsam schmilzt das Eis.

Feurige Partei-Programme werden da vom Stapel gelassen, garantiert: „Unter Einsatz des eignen Lebens." Das heißt: solange es nicht nach Pulver riecht. Es entspricht nicht dem Moralgefühl der germanischen Rasse, bei Pulverregen auf dem Bauche zu rutschen oder (vgl. Hitler, November 1923) auszureißen.

Unsre gesamten Gegner nützen die freiheitliche Verfassung für ihre Ziele nicht nur vollkommen aus, sondern auch mit gemeiner Hetze und niederträchtiger Verleumdung wird gegen den Volksstaat Sturm gelaufen. Das heißt, die Gegner benutzen das freiheitliche Recht zu einem Sprungbrett für aufstrebende Herrschersucht.

Unsre Gegenwartsarbeit hat mit voller Wucht einzusetzen. Als anständige Menschen halten wir an dem Naturgesetz fest: Wer nicht sät, kann nicht ernten. Prüfen wir in diesem Sinne die bestehenden Verhältnisse, so ist festzustellen, daß das Rückgrat der Republik gestärkt werden muß. Hinein in die hohe Schule der politischen Partei und der Gewerkschaften. Wer vom Staate soziale Taten verlangt, muß sich zur Mitarbeit bereithalten.

Dankbar würden wir es empfinden, wenn in den Spalten der Presse der Gewerkschaften und der politischen Parteien dem Reichsbanner die längst gebührende Achtung endlich eingeräumt würde.

In diesem Sinne wollen wir arbeiten. Vorwärts ist unser Drang. Millionen von Volksgenossen stehen abseits, diese zu erfassen, du einzelner, ist deine Pflicht!

Also, letzte Gegenwartsarbeit!

E. K. (Bad Lauterberg).

*

Führerauslese bei der Reichswehr

Als ehemaliger Berufssoldat mit mehr als 20 Dienstjahren, in denen ich alle Rangstufen bis zum Oberleutnant bei der schweren Artillerie durchlief, haben mich die Stimmen aus Kameradenkreisen zu dem Thema „Reichswehr und Republik" ganz besonders interessiert.

Haben auch die Kameraden Wurster und Goldenbow sehr beachtenswerte Ratschläge gebracht, so hat m. E. doch Kamerad Haushahn das Wichtigste hervorgeholt und mir aus der Seele gesprochen: „Heran an die Reichswehr!" Säubert die Reichswehr erst mal von oben herab! Hinweg mit allen reaktionären Offizieren!

Ein altes Sprichwort sagt: Wie der Herr, so's Gescherr. Darüber herrscht wohl nirgends ein Zweifel, daß das heutige Reichswehr-Offizierskorps sowenig republikanisch ist wie das frühere. Auch wenn da und dort mal ein Republikaner ins Offizierkorps hineinkommt, wird an dem Geist des Ganzen nichts geändert. Ist er ein Charakter, dann wird er bald hinausgeekelt; ist er noch ein unfertiger Mensch, wird er bald mit dem großen Strome schwimmen.

Wenn ungeachtet der Erfahrungen des Weltkrieges das Reichswehr-Offizierkorps wie das Offizierkorps vor dem Krieg aus den Kreisen der sogenanten „guten Kinderstube" mit den „besten Schulzeugnissen" ausgewählt wird, so ist doch wahrlich nur der Geist dieser Kreise zu erwarten, und der ist doch erzreaktionär. Es ist nun selbstverständlich, daß dieser Geist auf die Unterklassen abfärben muß. Es müßte also vor allen Dingen eine andre Auswahl der Offiziere stattfinden. Hier ist natürlich bei Bildung der Reichswehr eine schwere Unterlassungssünde begangen worden.

Unter den 10 Millionen reifer Männer, die aus dem Weltkrieg heimkehrten, waren sicher republikanische „Fachleute" genug, die Friedensoffiziere nach den Wünschen der Republik geworden wären. Männer mit dem Geist eines Generaloberſten v. Seeckt konnten doch nur eine republikfeindliche Reichswehr schaffen. Man hat auf verschiedenen Gebieten mit den Methoden der Privilegien gebrochen und gesagt: „Dem Tüchtigen freie Bahn!", aber den Ersatz des Reichswehroffizierkorps hat man wie in der Vorkriegszeit nach Schulweisheit beibehalten. Der Weltkrieg müßte uns doch eines Bessern belehrt haben. Hätte man beim Ausbruch des Krieges 50 Prozent der Reserve- und Landwehroffiziere aus den erfahrenen Unteroffizieren anstatt aus Schuljungen gewählt, dann hätte der Krieg wahrscheinlich ein andres Gesicht bekommen.

Diese Schuljungen mögen wohl hochmütige und anmaßende Bürgersteighelden, aalglatte Gesellschafter, elegante Courmacher und trinkfeste Kerle werden, aber nicht Führer in einem Heere mit 12jähriger freiwilliger Dienstzeit. Sollte nicht in einem republikanischem Heere mit solchem Ersatz der Kriegsartikel des alten Heeres, der mir heute noch in den Ohren klingt, zu verwirklichen sein: „Dem Soldaten stehen nach Maßgabe seiner Kenntnisse und Fähigkeiten die Wege zu den höchsten Stellen im Heer offen."

Was hat dem größten Soldaten der Weltgeschichte, Napoleon I., seine gewaltigen Siege gebracht? Die Auswahl der Führer nach Fähigkeiten, Können und Wollen und nicht nach der Kinderstube.

Aus den Freiwilligen eines 60-Millionen-Volkes mit anerkannt gutem Volksschulunterricht, die eine 12jährige Fachausbildung genießen, läßt sich der oben zitierte Kriegsartikel doch leicht in die Tat umsetzen und eine Führerschaft mit den besten Qualitäten züchten: Führer mit eindeutigem, in jahrelanger Selbstzucht geläutertem Wesen, lauterm Charakter, schneller und zielsicherer Urteilsfähigkeit, auf praktischer Erfahrung beruhendem, vielseitigem Wissen, Können und Wollen. Nicht Männer, wie wir sie im Weltkrieg zu Tausenden kennengelernt haben, mit viel Schulwissen und feinen Manieren, aber wenig Können und noch weniger Wollen, denen die Knie schon schlotterten, wenn ein Schuß krachte, aber weitab vom Schusse blinkten vom Scheitel bis zur Sohle und die größten Eroberer auf Promenaden und Bällen waren. Solche Helden sind doch Spielbälle in den Händen von Reaktionären, die das „Geschäft" verstehen.

Daher ist es Pflicht der Republik, das Reichswehr-Offizierkorps an Haupt und Gliedern zu reformieren, mit eisernem Besen auszufegen und durch andre Führerauslese einen republikanischen Geist zu schaffen, der dann auf die Rekruten abfärbt, mögen sie aus einem Lager kommen, aus welchem sie wollen.

Ist eine Aufstiegmöglichkeit in der Reichswehr gegeben, dann wird sie die Besten der Republik anziehen, und diese werden imstande sein, den republikanischen Geist in der Reichswehr zu mehren zum Nutzen und Frommen des Ganzen.

Die Reichswehr wird dann das, was sie werden soll und muß, ein „[illegible]strument zum Schutze der Republik".

Claus Blug, Oberlt. d. L. a. D.

Geschwätz

Der sattsam berüchtigte Agitator der Nationalsozialisten Münchmeyer äußerte in einer Versammlung in Eschede, Kreis Celle, daß seine Partei in spätestens 2 Jahren ans Ruder kommen werde. Dann würden alle Beamten, die das Volksbegehren nicht unterzeichnet hätten, ohne Pension entlassen und bis an ihr kühles Grab überwacht werden. Alle diejenigen aber, die es unterzeichnet hätten, brauchten dann keine Steuern mehr zu zahlen.

Man begreift es nicht, daß es Menschen gibt, die auf solch dummes Geschwätz hereinfallen. —